

3.1 Erinnerung und Gedächtnis

Reflex der veränderten literaturwissenschaftlichen Betrachtungsweise ist die forschungsgeschichtliche Aktualität, die der Themenkomplex von >Erinnerung< und >Gedächtnis< im letzten Jahrzehnt erfahren hat. Es liegt auf der Hand, dass der Vorgang des Erinnerns und die Rolle des Gedächtnisses im systematischen Zusammenhang der autobiographischen Selbstvergegenwärtigung von besonderer Bedeutung sind.

Während >Erinnerung<, nicht zuletzt seit Marcel Prousts monumentalem Romanwerk **A la recherche du temps perdu** (1913-1927), ein eingeführtes Forschungsthema ist, wurde dem Vermögen des Gedächtnisses in der jüngsten Vergangenheit eine gänzlich neue Aufmerksamkeit zuteil. Beide, Erinnerung und Gedächtnis, werden im Lichte des genannten >linguistic turn< als kulturelle bzw. kulturanthropologische Funktionen in ihrer spezifischen sprachlichen Medialität, d.h. in der Art und Weise, wie sie in ihrer sprachlichen Verfasstheit Bedeutungen produzieren, untersucht.

Der Vorgang der Erinnerung ist der jeder autobiographischen Reflexion

zugrunde liegende Akt. In der Erinnerung wird, so die landläufige Vorstellung, das zurückliegende Leben eingeholt, er-innen. Die Erinnerung stellt dem sich erinnernden Subjekt Vergangenes vor Augen. Die Erinnerungshaltung ist in aller Regel eine unkritische. >>Mein Vater war zwar ein heftiger moralisch strenger, aber kein harter Mann.« liest man in Johann **Gottfried Seumes** *Mein Leben* von 1813 (S. 10). Am Wahrheits- und Wirklichkeitsgehalt dieser Äußerung scheint kein Zweifel zu bestehen. Geht man aber davon aus, dass der zitierte Satz korrekterweise lauten **müsste >Ich erinnere mich, daß mein Vater zwar ein heftiger moralisch strenger, aber kein harter Mann war<, wird offenkundig, dass dieser Erinnerungssatz nicht nur eine Aussage über die Vergangenheit macht, sondern gleichzeitig über Gegenwärtiges spricht, nämlich über die gegenwärtige Situation des Sprechenden bzw. sich erinnernden Subjekts der Äußerung.** Der erinnerte Sachverhalt erscheint so besehen als Produkt des Erinnerungsvorgangs. Eben diese logische Struktur liegt auch dem Satz >>Mein Vater

war zwar ein heftiger moralisch strenger, aber kein harter Mann« zugrunde. **Autobiographische Erinnerungssätze referieren zunächst auf die gegenwärtige, die erinnernde Redesituation, auch wenn sie vorgeben, einen vergangenen Sachverhalt unmittelbar zu beschreiben.** Auch in der autobiographischen Erinnerungsrede tut sich also jener bereits bemerkte Spalt zwischen der Rede selbst und ihrem propositionalen Gehalt, zwischen Performanz und Referenz, auf.

Die ambivalente Funktion der Erinnerung hat **Uwe Johnson** in seinem Roman *Jahrestage*, der Autobiographisches in sein souveränes fiktionales Spiel einfließen lässt, in ein sprechendes Bild gesetzt, das Bild von der *Katze Erinnerung*: „Unabhängig, unbestechlich, ungehorsam. Und doch ein wohltuender Geselle, wenn sie sich zeigt, selbst wenn sie sich unerreichbar hält“ (Johnson 1971, S. 670). Damit soll gesagt sein: Erinnerungen kommen häufig ungerufen, werden sie aber bewusst aufgesucht, entziehen sie sich, entgleiten sie wie eine Katze. Autobiographische Erinnerung, also das Sich-erinnern zum Zwecke der Niederschrift einer Autobiographie, ist immer ein Willensakt, ein Versuch, der Erinnerung die Vergangenheit abzuverlangen.

In dieser Sicht ist Erinnerung Rekonstruktion; und bedenkt man, in welchem Maß die autobiographische Rekonstruktion ihren eigenen Notwendigkeiten und Gesetzmäßigkeiten folgt, etwa den Erfordernissen des autobiographischen Diskurses oder dem Wunsch, ein Lebensganzes darzustellen, wo ein Leben im Rückblick vielleicht eher unübersichtlich erscheint, kann man durchaus auch von >Konstruktion< sprechen - Er-innerung nicht als Nachinnenholen eines einstmals innen Gewesenen, im Verlauf des Lebens aber der Innerlichkeit Entschwundenen, will sagen Vergessenen, sondern Er-innerung als Geste der Verinnerung eines {so} niemals innen Gewesenen. Neuere Forschungen haben den Finger darauf gelegt, in welchem Maß die rekonstruktive Arbeit der Erinnerung in der kulturellen Tradition verankerte Bild- und Wahrnehmungsmuster, sog.

Topoi, zu Hilfe nimmt (vgl. Goldmann 1994; Berndt 1999). Der mediale Prozess der Erinnerung, der im Strukturzusammenhang der Autobiographie immer schon ein sprachlicher ist, wird zum vordringlichen Konstitutionselement der autobiographischen Fiktionalität.

Der Komplementär- und Gegenbegriff der Erinnerung ist der des Gedächtnisses. Nach überkommenem Begriffsverständnis ist das Gedächtnis eher negativ besetzt, bezeichnet es doch ein mechanisches Vermögen, das sich mit der Vorstellung geistloser Reproduktion verbindet, und als solches dem inspirierten Moment der Erinnerung, wie es sich gerade etwa in Prousts Recherche darstellt, entgegengesetzt ist. In seiner neuen literaturwissenschaftlichen Pointierung werden Begriff und Konzeption des Gedächtnisses auf die antike Rhetorik zurückgeführt; sie leiten sich von jenem vierten vom Redner zu beherrschenden Schritt der Redelehre, der memoria, ab, der auf die inventio (Findung der Gedanken), dispositio {Anordnung der Gedanken und Strukturierung der Rede), elocutio {schmückende Ausarbeitung der Rede) folgt und vor der pronuntiatio oder der actio (Halten der Rede) ihrer Einprägung gilt.

Um die Mühe des Auswendiglernens zu erleichtern, entwickelte die antike Rhetorik eine bestimmte Technik, derzufolge der Redner
14 Einführung
gehalten war, sich eine räumliche Anlage, etwa ein Haus mit mehreren Zimmern oder einen Garten, zu vergegenwärtigen und an den im Geiste vorgestellten Orten, den sog. >loci<, die segmentierten Inhalte der Rede in Form von sprechenden Bildern, den sog. >imagines< zu deponieren (vgl. etwa Quintilian, Institutio oratoriae, XI 2, 11-51). Dahinter steht der Gedanke, dass über die eingeprägte Verbindung von loci und imagines das Gedächtnis die mit den imagines belegten Inhalte leichter reproduzieren könne als wenn versucht würde, die Rede Wort für Wort auswendig zu lernen. Der überlieferte Gründungsmythos dieser Technik ist die Legende, nach welcher

der griechische Dichter Simonides von Keos (6./5. Jhdt. v. Chr.) die verstümmelten Teilnehmer eines Festes nach dem Einsturz des Festsaals aufgrund ihrer Sitzordnung zu identifizieren in der Lage war. Die beschriebene Methode bezieht sich auf die Ausbildung eines Sachgedächtnisses; der Überlieferung zufolge soll es auch die Technik des Wortgedächtnisses gegeben haben, bei der tatsächlich jedes Wort der zu haltenden Rede in ein Bild übersetzt und als Bild dann am entsprechenden Gedächtnisort deponiert und wieder abgerufen wurde. Inwiefern eine solche Vorgehensweise tatsächlich eine Erleichterung gegenüber dem wörtlichen Auswendiglernen einer Rede darstellte und wie die antike Mnemotechnik gerrau funktionierte, lässt sich auf der Grundlage der überlieferten Informationen nicht mehr feststellen. Jedenfalls stellt die rhetorische Gedächtnistheorie eine Systematik des Wissens vor, deren grundlegendes bedeutungstiftendes Merkmal ihre topologische Ordnung darstellt.

Einer an der konstitutiven Medialität der Sprache orientierten literaturwissenschaftlichen Orientierung bietet das Modell der Memoria eine analytische Handhabe für die Lesbarkeit räumlicher Textstrukturen. Sinn und Bedeutung müssen nicht länger als vorgeordnete und invariante Setzungen behandelt werden, sondern bilden flexible Effekte der textuellen Architektur selbst. Doch nicht nur als Textmodell taugt die Memoria; vielmehr lässt sie auch die kulturelle Wissensordnung als immer wieder aktivierte und fortgeschriebene Topografie von loci und imagines denken. Für die Autobiographie bedeutet dies, dass zum einen der autobiographische Text selbst als räumliche Anlage eines Gedächtnismusters fungiert, das bestimmte Inhalte an eine textuelle Topographie bindet wie z.B. Elternporträts an den - topologisch gesprochen - >Eingang< des Textes, und dass zum anderen der individuelle autobiographische Text die im kulturellen Gedächtnis abgelegten Imagines aufruft und auf diese Weise

das individuelle Gedächtnis aus dem kollektiven (Halbwachs 1967) speist. Letzteres lässt sich beispielsweise in der Art und Weise beobachten, in der Autobiographien auf vorausgegangene Autobiographien Bezug nehmen - Jean-Jacques Rousseaus *Confessions* (1782/88) etwa auf die *Confessiones* des Augustinus (um 400) - und erst in dieser Bezugnahme, die natürlich auch eine abgrenzende sein kann und es in den meisten Fällen auch ist, ihr eigenes Profil gewinnen. In beiden Fällen bedeutet es, dass Gedächtnisinhalte und -bedeutungen der unmittelbaren Verfügung des sich erinnernden Subjekts entzogen sind, dieses zwar mit den Imagines des Gedächtnisses operiert und sich mithilfe ihrer als Erinnerungssubjekt konstituiert, dass es aber subjektexterne Bedingungsfaktoren sind, die kulturelle und diskursive Ordnung selbst, die in einem nicht länger geistzentrierten Sinne produktiv werden.